

Lauro Martines

BLUTIGES ZEITALTER

Europa im Krieg
1450 - 1700



THEISS

Lauro Martines

Blutiges Zeitalter

Krieg in Europa 1450–1700

Aus dem Englischen

von

Cornelius Hartz

THEISS

Englische Originalausgabe:
Furies. War in Europe 1450–1700

© Lauro Martines 2013

This translation of *Furies* is published by arrangement
with Bloomsbury Publishing Inc. All rights reserved.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung
durch elektronische Systeme.

Der Konrad Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

© 2015 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Lektorat: Tobias Gabel, Heppenheim

Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau

Einbandabbildung: Reiterschlacht auf einer Brücke, 1665–1668,

Öl auf Leinwand nach Philip Wouwerman (1619–1668)

© akg-images / De Agostini Picture Lib. / Veneranda Biblioteca Ambrosiana

Einbandgestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt am Main

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3018-5

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3019-2

eBook (epub): 978-3-8062-3020-8

Inhalt

Vorspiel	7
1 Ein Kriegsmosaik	17
2 Pöbel und Adlige: Soldaten	39
3 Geplünderte Städte	69
4 Waffen und Fürsten	95
5 Belagerungen	115
6 Wandernde Städte, sterbende Städte: Armeen	153
7 Plündergut und Beute	187
8 Die Hölle in den Dörfern	205
9 Töten für Gott	221
10 Leviathan erhebt sich: der Staat	235
Nachwort	265
Anhang: Geld	271
Danksagung	273
Anmerkungen	275
Bibliographie	291
Register	307

Vorspiel

Die Welt im Krieg

Eines Tages im Jahre 1570, am Ende des dritten Hugenottenkrieges (1562–1598), befanden sich die Truppen des Königs an einer Stelle, wo sie die Loire überqueren mussten, am Pont-de-Cé in der Nähe von Angers. Der Marsch über die Brücke ging nur schleppend voran, vor allem wegen der über 800 Frauen, die den Tross begleiteten. Bereits zuvor hatte Piero Strozzi, einer der führenden Generäle jener Zeit, angeordnet, dass man sich von den Frauen trenne; jetzt war er mit einem Mal so ungeduldig und wütend, dass er befahl, sie von der Brücke aus ins Wasser zu werfen.

Wie die nun folgenden Szenen aussahen, mögen wir uns kaum vorstellen – Panik, Geschrei, Gerangel und Gewalt. Man gehorchte Strozzi, und die Frauen ertranken. Pierre de Bourdeille berichtet von diesem Vorfall, und dabei bezeichnet er die Frauen als „Schlampen und Huren“ („*garces et putains*“). Mag sein, dass unter ihnen Prostituierte waren, aber zumindest einige waren sicherlich (wie es damals üblich war) die Gefährtinnen oder Konkubinen von Soldaten. Allerdings war es ein Moment der Krise, und auch wenn Strozzi's Lösung die Truppen an die Grenze einer Meuterei brachte, gelang es seinen Offizieren, die aufbrandende Aufregung zu kontrollieren. Er hatte Glück, es hätte durchaus passieren können, dass seine kleine Armee Amok gelaufen wäre – und der General wäre der Leidtragende gewesen.

Im Europa der Frühen Neuzeit war es durchaus üblich, dass Frauen in Kriegszeiten die Heereszüge begleiteten. Dennoch erwähnen die meisten Berichte über die Bürgerkriege diese Tatsache kaum. Dort geht es eher um die politischen Gruppierungen bei Hofe und die führende Rolle der Edelleute in den Reihen der protestantischen Rebellen.

Auch Hungersnöte führten mitunter zu erschreckenden Szenen, und der folgende Vorfall ist – genau wie der eben beschriebene – ziemlich erhellend, was die Art und Weise betrifft, wie wir (Kriegs-)Geschichte schreiben.

Im Winter 1630/31 erwischten Untertanen des Herzogs von Mantua in der Nähe ihres Dorfes ein paar versprengte Soldaten. Es heißt, sie hätten die Männer bei lebendigem Leib gehäutet, sie über dem Feuer gebraten und dann aufgegessen.

Hinter Ereignissen wie diesem, die zweifellos zu einem „Sittengemälde“ des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) gehören, steckt meist eine längere und weiter ausgreifende Geschichte – so auch hier. Hochwasser und Unwetter hatten die Landwirtschaft in der Lombardei fast zwei Jahre lang zum Erliegen gebracht. In der ganzen Po-Ebene herrschte eine schwere Hungersnot. Im September 1629, wenige Monate vor dem grausigen Vorfall, waren 36.000 deutsche Soldaten in Italien einmarschiert, um Mantua einzunehmen. Zwei blutige Angriffe auf die Stadt konnte man zurückschlagen, und Ende Dezember endete die Belagerung. In der Zwischenzeit jedoch hatten die Soldaten sämtliche Felder verwüstet, sich die ohnehin mageren Nahrungsmittelvorräte angeeignet, Häuser in Brand gesetzt und die Bauern als Lasttiere missbraucht, sie vor die Karren mit ihrem Gepäck gespannt und mit Peitschenhieben angetrieben.

Als den Dorfbewohnern nun diese demobilisierten Soldaten in die Hände fielen, war ihr Verhalten zu gleichen Teilen von Zorn und Hunger geprägt. Das Häuten, Braten und Verspeisen wurde zu einem Akt nahrunghafter Rache.

Eine Schlussfolgerung kann man hier bereits treffen. Wenn Kriegsgeschichte nur aus der Sicht der Diplomatie und der hohen Politik geschrieben wird, tauchen Vorfälle wie die am Pont-de-Cé und auf dem Lande bei Mantua gar nicht erst auf. Den Herrschern und ihren Ministern ging es bei der Staatslenkung im Europa der Frühen Neuzeit nie um die „kleinen Leute“ wie Marktender, Bauern, die städtischen Unterschichten oder einfachen Bürger.

In der historischen Kriegsanalyse, die von diplomatisch-außenpolitischer „Vernunft“ und Praxis geprägt ist, behandelt man den Krieg als eine ganz rationale, ja geradezu normale Tätigkeit. Historiker, die den Krieg auf diese Weise behandeln, rücken allzu nah an die herrschenden Eliten der Vergangenheit heran. Es gab durchaus auch andere Stimmen, andere Zeugnisse, und daher muss es auch andere Möglichkeiten geben, Kriegsgeschichte zu erzählen.

Auf dem ganzen Kontinent rekrutierte man professionelle Söldnerarmeen, und das erste Kapitel – „Ein Kriegsmosaik“ – zeigt, dass sich die Völker Europas in der Zeit zwischen 1450 und 1700 tendenziell bunt durchmisch-

ten, wenn man in den Krieg zog: Im 15. Jahrhundert heuerte man in Polen deutsche, spanische, böhmische, ungarische und schottische Soldaten an. Später kämpften Schweden im Großfürstentum Moskau gegen irische, englische, schottische, französische und deutsche Truppen. Aus Kroaten, Deutschen, Wallonen, Albanern und vor allem Schweizern bestehende Einheiten dienten in diversen französischen Armeen. In den Niederlanden kämpften Italiener und Spanier Seite an Seite mit Iren, Deutschen, Dalmatinern und Wallonen. Regimenter der Schweizer Pikeniere kämpften für Spanien, Frankreich und Venedig sowie für deutsche und für italienische Fürsten. Ganze Kompanien aus Polen, Ungarn und Kroatien kämpften in deutschen Regimentern. Und was die großen Heerführer jener Zeit betrifft, so machten sich mehrere italienische Generäle wie Piccolomini, Montecuccoli und Colloredo ausgerechnet an der Spitze deutscher Reichsheere einen Namen. Der berühmte *sacco di Roma* von 1527 war das Werk von Deutschen, Spaniern und Italienern.

Als im November 1494 zehntausend Söldner in Florenz einzogen, schauten die Florentiner in Gesichter aus aller Herren Länder. Sie sprachen von ihnen als „Barbaren“, dabei gab es auch Italiener neben den Schweizern, Dalmatinern, Schotten und anderen, die dort zusammen unter dem Banner des Königs von Frankreich marschierten.

Doch Europa vereinte in Kriegszeiten noch mehr als diese multiethnischen Heere. Es waren die gemeinsamen Wurzeln in der asketischen Tradition des mittelalterlichen Christentums – einer Tradition beziehungsweise Kultur, die die Bestrafung des Fleisches feierte, nicht nur in der Selbstgeißelung (als Buße) und in Bruderschaften, die dem extremen Fasten anhingen, sondern auch in den mit Botschaften überfrachteten Bildern und Ikonen der blutenden, gemarterten Heiligen. Die finstere Kehrseite dieser Darstellung stoisch leidender Märtyrer war, dass nunmehr die Folter um sich griff, die amtlich sanktionierte Gewalt gegen Personen. Immer mehr Ortsbehörden wandten die Folter als Möglichkeit der Schuldfeststellung an, und ab Mitte des 13. Jahrhunderts kam sie überall in Europa vor. Daneben verhängte man Strafen wie Brandmarken, das Abhacken von Gliedmaßen, verschiedene Formen der Gesichtsverstümmelung, Verbrennen und als öffentliches Spektakel inszenierte Hinrichtungen. Wenn Schmerzen für diejenigen, die sich geißelten (die ja gute Menschen waren), etwas Positives waren, dann waren sie für schlechte Menschen noch besser, und vielleicht halfen sie ihnen ja sogar dabei, zu guten Menschen zu werden.

Im Lichte der Entscheidung des Vierten Laterankonzils von 1215, dass ein jeder Christ mindestens einmal im Jahr vor einem Priester beichten

musste, war ein durch Folter erpresstes Geständnis bei einem Kapitalverbrechen eigentlich gar nicht so weit von diesem Ritual der Gewissensreinigung entfernt.

Daraus folgte, dass man auch einen Krieg leicht als Strafe für irgendwelche Sünden ansehen konnte. Priester wiesen in Kriegszeiten nur allzu gern darauf hin. Ein Krieg war Wasser auf ihre Mühlen. Und auch der große Martin Luther stellte sich mit all seiner Autorität hinter diese Sichtweise. Währenddessen lernte das Europa der Renaissance immer neue Formen von Blutlust und Gemetzel kennen, sozusagen als legitime Erben der Folter. Durch ihr Handeln gaben Fürsten und Staatsmänner der Annahme Ausdruck, der Krieg sei der natürlichste Anlass auf der Welt zur Entfaltung nachgerade barbarischer Machenschaften.

Ab den frühen 1520er-Jahren entzweite die protestantische Reformation das Christentum und ließ so wiederum ganz neue Gründe für Kriege entstehen. Allerdings war man bereits im Spätmittelalter der Häresie mit erbarmungslosen Militäraktionen begegnet, zum Beispiel gegen die Katharer im frühen 13. Jahrhundert und gegen die böhmischen Hussiten der 1420er- und 1430er-Jahre.

Ab den 1520er-Jahren bis Mitte des 17. Jahrhunderts rangen Protestanten und Katholiken um Fragen der christlichen Lehre, und viele von ihnen stellten fest, dass sie mit einem viel besseren Gewissen töten konnten, wenn sie für Gott töteten. Nahm man im Zuge religiöser Streitigkeiten eine Stadt ein, dann wurden oftmals die Kirchenglocken zerstört, als Beute mitgenommen und verkauft oder den treffsichersten Schützen ausgehändigt. Dahinter steckte der Gedanke, dass die Glocken so fortan die Dorfbewohner nicht mehr zu einem gottlosen Gottesdienst herbeirufen konnten.

Doch die anhaltende Ursache der Gräueltaten im Krieg war weder religiöser Eifer noch die grotesk verzerrte Botschaft von der asketischen Selbstkasteiung. Es war der körperliche und geistige Zustand der einfachen Soldaten. Sie bekamen oft eben keinen Sold und mussten hungern, weil diejenigen, die sie ins Feld geschickt und ihnen versprochen hatten, ihnen genug zu zahlen, um sich zu ernähren, dies einfach nicht taten. Und sie wurden nicht einmal in Naturalien bezahlt. Das Ergebnis: Die Armeen der Fürsten konnten sich in einen wütenden Heerhaufen verwandeln, und in diese üble Stimmung stimmten dann zumeist auch die adligen Offiziere mit ein. Ihren Frust ließen sie an der umliegenden Bevölkerung aus.

Mit der Frage des Solds hing das Problem der Versorgung militärischer Stützpunkte zusammen – kurz: die Logistik.

Dies bedeutete in erster Linie die Verfügbarkeit von Brot oder Zwieback, Rationen von Fleisch oder Fisch, Bier, Wein sowie etwas anderes, ganz Entscheidendes: Futter für die Pferde und Lasttiere. Doch konnte man sich all das verschaffen, nur indem man Geld hinblätterte? Eine Armee von 20.000 Mann überstieg zahlenmäßig die Bevölkerung der meisten europäischen Städte; und wenn eine Horde von Soldaten zusammen mit 10.000 bis 15.000 Pferden auf einem Feldzug durch die Landschaft marschierte, dann verbrauchte sie durchaus binnen weniger Tage alles, was sie in den Dörfern im Umkreis von mehreren Meilen an Lebens- und Futtermitteln finden konnte. Eine solche Armee konnte nicht an einem Ort verweilen; sie musste immer weiterziehen und neue Quellen für ihre Vorräte auftun.

Was die Bevorratung betrifft, so wird Kapitel 6 zeigen, welches atemberaubende Ausmaß die logistischen Probleme annahmen, wenn es um Versorgungsdepots ging oder darum, wie die Armeen ihre eigenen Lebensmittel und ihr Tierfutter mit sich führen konnten. Kolonnen von 15.000 bis 20.000 Fußsoldaten und Kavalleristen erzeugten so große Probleme im Transport und in der Lebensmittelversorgung, dass sich ihre Kriegsherren bald neue Strategien überlegen mussten. Das Ergebnis veränderte ein für allemal die Anatomie der aufstrebenden Nationalstaaten.

Entweder wandten sich die Herrscher einer realistischeren Politik zu und hörten auf, derart riesige Armeen auszuheben, oder aber die Entwicklung ihrer Staaten wurde bald durch beispiellose Ausbrüche von Gewalt und Brutalität geprägt. Zurück blieb eine Spur von Angst, Schrecken und viel vergossenem Blut.

Nicht ganz Europa litt unter den Armeen. Selbst als der Dreißigjährige Krieg Deutschland verwüstete, entgingen große Teile des Landes der Raselei der Soldaten. Der Krieg spielte sich zumeist in den am dichtesten bevölkerten Regionen des Kontinents ab – in den Flusstälern, den Städten und den besonders fruchtbaren Gegenden. Hier konnten sich die Armeen leichter mit Vorräten, Unterkünften und Kriegsbeute versorgen.

Kommen wir zur Frage des „totalen Kriegs“. Denn diese Art der Kriegführung war sicherlich keine Erfindung des 20. Jahrhunderts.

Gewalt gegen die Zivilbevölkerung war bereits in den Kriegen des Spätmittelalters an der Tagesordnung. Aber seit dem Aufkommen von Feuerwaffen um 1500 nahm man bis zum Horizont restlos alles ins Visier: Städte,

Dörfer, die Landschaft, Kirchen, Vieh. Ganze Ladungen explosiver Geschosse wurden in die befestigten Innenstädte gefeuert. Die Technologie der Schutzmauern um die Städte herum bedurfte dringend einer Erneuerung. Krieg war nie eine saubere Angelegenheit gewesen, hatte sich nie auf Schlachten zwischen Armeen beschränkt. Die Belagerung von Städten oder Gemeinden gefährdete das Leben aller Menschen in einem Umkreis von dreißig bis vierzig Kilometern.

Das Europa der Frühen Neuzeit war auch in anderer Hinsicht eine Bühne für den „totalen Krieg“. Wenn Staaten Krieg führten, dann bedeutete das, wie wir sehen werden, dass sie ihre kompletten finanziellen Ressourcen in Armeen und Waffen investierten.

Die Thesen

Bevor wir zum „Kriegsmosaik“ kommen, möchte ich kurz die wichtigsten Thesen und die Themen vorstellen, die durch dieses Buch führen.

Die Staaten des frühneuzeitlichen Europa gaben ihr Geld mit Abstand am liebsten für Kriege aus, und die dafür verfügbaren Geldmittel gingen ihnen niemals aus. Die Steuersysteme waren mitunter hochkomplex, aber zugleich auffallend ineffizient und leicht korrumpierbar. Als Folge davon waren die großen kriegführenden Staaten chronisch verschuldet und rangierten nicht selten immer wieder an der Grenze zur Insolvenz. Doch selbst wenn sie mehr oder weniger zahlungsfähig waren, erreichten die lebensnotwendigen Gelder (oder Kredite) die Soldaten in den Kriegswirren manchmal überhaupt nicht. In diesem Fall kam es öfter vor, dass die verzweifelten Truppen sich an der Zivilbevölkerung schadlos hielten, allein um nicht zu verhungern.

Die massive Aufzehrung der finanziellen Ressourcen, die durch die Truppenbewegungen herbeigeführt wurde, veränderte nach und nach die sich entwickelnden Nationalstaaten – erst Spanien und Frankreich, dann die Niederlande, Schweden, das habsburgische Österreich, Russland und Brandenburg-Preußen. In Kriegszeiten geriet die Schuldenmasse dieser Länder geradezu außer Kontrolle, selbst wenn sie neue Steuern erhoben, mehr Vertragspartner und Verwalter beschäftigten, neue Ministerien schufen und so schrittweise einen Beamtenapparat modernen Zuschnitts entstehen ließen. Aber die treibenden Kräfte im Staat waren und blieben der Krieg und die Ambitionen der Fürsten, und finanzielle Engpässe oder die Klagen ihrer verzweifelten Armeen hielten sie da nur kurzzeitig im Zaum.

Nach 1500 verschärften sich zwischen den Fürsten die Rivalitäten und die miteinander konkurrierenden Gebietsansprüche. Die Kriege wurden intensiver, die Armeen wurden größer oder blieben länger im Feld. In Europas bevölkerungsreichsten Regionen sah man sie fast täglich auf den Straßen und entlang der Flüsse. Im 16. Jahrhundert tauchten immer mehr Söldner, Wehrpflichtige und gegen ihren Willen eingezogene Soldaten auf; die Zahl der traditionell ausgehobenen Freiwilligen konnte die große Nachfrage nicht mehr befriedigen – die Kriege dezimierten sie zu stark. Zwar waren diese Männer nicht annähernd so gut ausgebildet wie die früheren Profis, aber dafür waren sie auch nicht so teuer. Die besseren Soldaten waren aber nach wie vor das Rückgrat dieser Armeen und konnten höhere Löhne fordern.

Durch ihre überraschende Fähigkeit, eine so große Zahl von Soldaten ins Feld zu schicken, gewannen die Staaten an Macht, und diese Macht verwendeten sie dazu, sich gegenüber den institutionellen Kirchen, gegenüber regionalen Bürgerversammlungen und der Privatwirtschaft, gegenüber dem Bürgertum und dem niederen Adel zu positionieren. Der Hochadel behielt noch eine ganze Zeitlang besondere Privilegien, aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden auch diese stark beschnitten. Und manchmal setzte man auch Soldaten dazu ein, diese neuen Machtverhältnisse durchzusetzen.

Die meisten der vorstehenden Ausführungen finden sich hier und da in diversen Studien über die Kriege zwischen 1450 und 1700. Aber nur sehr selten (wenn überhaupt jemals) hat man sich darum gekümmert, welches Gesamtbild das Ganze ergibt. Ich entnehme sie einer reichen Forschungsliteratur, die ich oft in den Anmerkungen zitiere, und ich schulde ihren Autoren einiges an Dank. Im Laufe der letzten 25 Jahre hat sich die Sozialgeschichte der Kriege langsam davon verabschiedet, immer speziellere militärische Belange zu untersuchen, und sich mehr um den größeren Kontext gekümmert, um die Masse der einfachen Soldaten und um die Stimme der Zivilisten, die unter den Kriegen zu leiden hatten. Aber es bleibt noch viel zu erforschen, vor allem in Bezug auf den Umfang der Gewalt, den Ausbruch von Krankheiten, die Praxis der Einquartierung von Soldaten in zivilen Haushalten, die Stellung der Frauen im Verband von Wagenkolonnen, die Beziehungen zwischen Offizieren und ihren Mannschaften sowie wichtige logistische Fragen. Diese großen Forschungslücken rechtfertigen die Behauptung, dass es im Moment bei der Beschäftigung mit Krieg und Armeen noch immer zu sehr um die feinen Details der großen Schlachten

geht und um die großen außenpolitischen Strategien – zumindest für meinen Geschmack. Keine einzige selbst der wichtigsten Schlachten des Dreißigjährigen Krieges war politisch von entscheidender Bedeutung, und für die Italienischen Kriege (1494–1559), die Hugenottenkriege (1562–1598) und die Kriege der spanischen Krone in den Niederlanden (1567–1648) kann man Ähnliches konstatieren.

Doch was ist denn dann so neu oder anders an diesem Buch?

Bedenkt man die damaligen Versorgungs- und Transportbedingungen, so war es ein geradezu erstaunliches Unterfangen, eine Armee von 20.000 Mann aufzustellen. Zunächst mussten hunderte von Hauptleuten, Obersten und lokalen Kontakten ausschwärmen, um überhaupt Rekruten zu finden. Als Nächstes mussten die Mannschaften von A nach B bewegt und versorgt werden, und das benötigte eine sorgfältige Organisation sowie schnellen Zugriff auf immense Mengen von Arbeitskraft und Kapital. Nur ein großer Fürst oder eine wohlhabender Republik (Venedig oder die Republik der Sieben Vereinigten Provinzen) konnte ein solches Unternehmen starten.

Den Bildern, die sich in diesem Buch entfalten, sind Überlegungen wie diese nie ganz fern. Dabei geht es um die Tatsache, dass die großen Armeen im Europa der Frühen Neuzeit letztendlich zerbrechliche Monster waren, die von Krankheiten, Fahnenflucht, ausbleibendem Sold und Meuterei in Mitleidenschaft gezogen wurden – und oft genug mit heftiger Gewalt reagierten.

Daneben möchte ich auf ein merkwürdiges Paradox hinweisen: das Kuriosum, durch welches Staaten in der Lage waren, Armeen auszuheben, die andere Staaten vernichten konnten, dadurch aber zugleich im Zentrum ihrer finanziellen Existenz veritable Schwarze Löcher unterhielten. Um diesen Widerspruch zu überwinden, bediente man sich (wie wir sehen werden) ausgeklügelter Hilfsmittel und Kreditmechanismen. Zu dieser Zeit traten als neue Schlüsselfiguren im Kriegsgeschäft die Bankiers auf den Plan.

Wenn wir als Kriegsschauplatz jene Orte definieren, an denen es zu militärischer Gewalt kommt, dann sollte sich die Geschichte der Kriege im 16. und 17. Jahrhundert auf die Beziehungen zwischen Soldaten und Zivilisten konzentrieren – insbesondere auf die eher unschönen Begegnungen dabei. Denn die europäische Kriegsführung jener Zeit richtete sich in der überwältigenden Mehrheit gegen die Zivilbevölkerung in Stadt und Land. Deshalb konzentriert sich dieses Buch in erster Linie auf die Belagerung und Plünderung von Städten, auf Vorfälle von Raub und Mord auf dem Lande, auf den desolaten Zustand der einfachen Soldaten, auf die Schrecken

der Zwangsrekrutierung sowie auf die grassierenden Krankheiten und Seuchen. In einem gewissen Sinne soll eine solche breitere Sicht auf die Dinge es ermöglichen, von der abstrakten gesellschaftlich-politischen Analyse zu den tatsächlichen Ergebnissen der blutigen Kriege zu gelangen und zu verstehen, was sie für die Menschen tatsächlich bedeuteten.

Diesem Gewebe aus Angst und Schrecken eine erzählerische Struktur zu verleihen, wird eine Frage des Tempos und der Akzentsetzung sein. Dies war für mich der schwierigste Aspekt beim Verfassen dieses Buches. Der Krieg bringt auch einen Sachbuchautor an seine Grenzen.

Anmerkung der Redaktion

Im vorliegenden Band verwendet der Autor anachronistisch moderne Länderbezeichnungen (z. B. Deutschland, Österreich, Italien etc.). Zur leichteren Verortung für den heutigen Leser wurden diese geographischen Angaben originalgetreu übersetzt.

1 Ein Kriegsmosaik

Die Vorfälle und kleinen Geschichten, die nun folgen, mögen zunächst ein wenig zusammenhanglos erscheinen, denn sie sind nicht chronologisch dargestellt, springen von Land zu Land und stammen aus mehr als zwei Jahrhunderten. Aber zusammengenommen ergeben sie ein bislang ungekanntes Muster der Kriege in Europa zwischen 1450 und 1700. Leidende Zivilisten, grausamer Hunger, mittellose Soldaten, sterbende Armeen und gnadenloses, ja unmenschliches Handeln bestimmen diese Darstellungen. Man wird sich immer wieder wundern und sogar Mitleid empfinden. Der Krieg hat viele Gesichter, doch ein Gesicht zeigt er überall: im enormen Kummer seiner Opfer.

Wenn man überhaupt in einem einzigen Buch eine Geschichte verschiedener Kriege erzählen kann, dann muss es in Form eines Mosaiks geschehen – oder, wenn man so will, als eine Art Röntgenaufnahme des Kriegs beziehungsweise dessen, was die großen Kriege jener Epoche gemein hatten. Und für eine Zeit, in der Schießpulver, übergroße Armeen, ungeschickte Fürsten und explodierende Kosten die Art und Weise der Kriegführung für immer veränderten, gilt dies ganz besonders.

Ein Bauernjunge (1634)

Als der Dreißigjährige Krieg in Deutschland auf seinem Höhepunkt war, wurde die Reichsstadt Augsburg über sieben Monate lang belagert. Als eine der reichsten „freien“ Städte Süddeutschlands war Augsburg die Heimat der Fugger, der Höchstetter und der Welser, internationaler Bankiers von Königen und Kaisern. Zwei in der Hauptsache katholische Armeen umzingelten die Stadt im September 1634 – sie bestanden aus Bayern und anderen deutschen Einheiten, doch es waren auch Soldaten aus Kroatien, Spanien, Polen, Italien und anderen Teilen Europas dabei. Die Belagerung begann damit,

jegliche Nahrungsmittelversorgung abzuschneiden und den Lech, der die Stadt durchfließt, zu stauen.

Irgendwann Ende Oktober erwischte man am Stadtrand von Augsburg einen Bauernjungen, der drei Lerchen bei sich trug, die er, so wurde behauptet, in die Stadt schmuggeln wollte. Er wurde sofort aufgeknüpft, sicherlich in Sichtweite der Stadtmauern; die Lerchen band man ihm demonstrativ an den Gürtel. Das geschah zur Warnung an Reisende und alle anderen, die es sahen: Lebensmittel in die belagerte Stadt zu schmuggeln war gefährlich.

Mag sein, dass der Offizier, der den Jungen hinrichten ließ, im Falle des Bauernknaben strenger war als bei anderen, die die Blockade zu überwinden versuchten. Manchen ließ man das Leben, dafür musste mehr Blut fließen: Eine geringere Strafe für solche Vergehen war das Abschneiden von Nasen und Ohren.

Der Augsburger Jakob Wagner erwähnt diesen Vorfall in seiner Chronik ohne weiteren Kommentar. Er nennt auch nicht den Namen des Jungen, obwohl er es mit Namen ansonsten sehr genau nimmt; in diesem Fall war er wohl einfach nicht in der Lage, die Identität eines einfachen Bauernjungen zu ermitteln. Doch ist dies seinen Aufzeichnung nur ein Beispiel in einer ganzen Reihe von Grausamkeiten. Im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs bekam er eine ganze Reihe solcher Vorfälle zu sehen und zu hören.

Deserteure

Am 21. April 1705 wurde irgendwo im Herzen Frankreichs ein ungebildeter Bauer namens Pierre La Sire von einem Kriegsgericht schuldig gesprochen, seine Infanteriekompanie verlassen zu haben. Zur Strafe schnitt man ihm Nase und Ohren ab und brandmarkte seine Wange mit der Fleur-de-lis, dem Symbol der französischen Monarchie. Der Rest der Strafe war mindestens so schlimm wie eine Hinrichtung – vielleicht sogar schlimmer: Der Mann verbrachte den Rest seines Lebens als Rudersklave auf einer Galeere.

Auch wenn es scheint, als wären La Sires Richter weit übers Ziel hinausgeschossen, so muss der Fall doch als typisch gelten. Fahnenflucht war in der französischen Armee in jenen Jahren ein verbreitetes Phänomen, und die einzelnen Strafen dafür waren sehr unterschiedlich, weil die Gesetze zur Fahnenflucht mehrfach geändert wurden. Aber Todesstrafe, Verstümmelung des Gesichts und der Einsatz als Rudersklave waren die geläufigsten Strafen. Immerhin stand die Autorität des Königs auf dem Spiel. Manchmal

waren die Strafen auch weniger extrem, zum Beispiel, wenn man Deserteure einfach wieder in die Armee eingliederte.

La Sires Schicksal deutet darauf hin, welch riesigen Bedarf an Mannschaften die französische Armee um 1700 hatte. In einigen Fällen ließ man sogar des Mordes Angeklagte mitmarschieren, die so einer Verurteilung entgehen konnten. Zwar verfügte Frankreich schon lange über eine große Zahl Freiwilliger, aber die aggressive französische Außenpolitik, zunächst des Kardinals Richelieu, dann jene König Ludwigs XIV., brauchte immer größere Armeen. Das Ergebnis war, dass Frankreichs stehende Landstreitkräfte ab den frühen 1690er-Jahren insgesamt 320.000 Mann zählten – in den 1620er-Jahren waren es noch 10.000 bis 20.000 gewesen. Auf eine solche Zahl konnte man nur kommen, indem man organisierte Banden in ländliche Gebiete ausschickte, die Menschen dazu überreden oder zwingen sollten, sich dem Heer anzuschließen – mit Mitteln, die von Betrug bis hin zu nackter Gewalt reichten. Pierre La Sire war mit ziemlicher Sicherheit einer der jungen Männer gewesen, die man auf diese Weise aus ihrer dörflichen Umgebung gerissen hatte.

Im 17. Jahrhundert sahen sich Schwedens Bauern erschütternden Praktiken zur Rekrutierung von Soldaten ausgesetzt. In England, Spanien und Deutschland erlebten die Menschen Ähnliches. Zwei kurze Vignetten aus anderen Teilen Europas sollen den extremen Bedarf an Soldaten veranschaulichen.

Im Jahr 1712 führte Peter der Große von Russland eine neue Praxis ein, um die Fahnenflucht in seinem Heer zu stoppen: Man „brandmarkte Rekruten auf die gleiche Art und Weise wie gewöhnliche Kriminelle ... Das Zeichen des Kreuzes wurde ihnen in den linken Arm gebrannt, und in die Wunde rieb man Schießpulver“.

In Norditalien ordnete der Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, Prinz Eugen von Savoyen, im Jahr 1707 an, „dass jeder Soldat, der mehr als hundert Schritte vom Heereszug entfernt marschiert, ... gehängt werden soll“.

Florenz gegen Pisa (1406)

Anfang 1406 näherte sich eine Armee von Söldnern dem Hafen von Pisa, die mit ihren Booten Vorräten für die Belagerer heranbrachten. Bezahlt wurden die Söldner von Europas gebildetster Stadt, der Republik von Florenz, 80 Kilometer östlich von Pisa.

Pisa war einst ein wichtiger Akteur im Seehandel gewesen, ein Rivale der Seefahrerrepubliken Genua und Venedig. Im 12. und 13. Jahrhundert waren Schiffe aus Pisa, mit Waren und Kaufleuten beladen, regelmäßig über das Mittelmeer nach Akkon gesegelt, nach Konstantinopel, nach Alexandria und Tunis, nach Sardinien und Sizilien. Nun aber war eine alte Feindschaft wieder ausgebrochen, die die zwei Nachbarstädte gegeneinander aufhetzte. Die Zwergrepublik Pisa war von ihren temporären Lehns Herren de facto verkauft worden; im Spätsommer 1405 hatte Florenz für Pisa einen Teil der von den Stadtherren verlangten 206.000 goldenen Florine ausgezahlt.

Aber der Käufer hatte mit einem nicht gerechnet: dem Stolz und Mut der Pisaner. Florenz hatte die Festung am Rande der Stadt besetzt, sah sich aber aufgrund eines Überraschungsangriffs seiner Ansprüche beraubt; bisher war es dem neuen Besitzer nicht gelungen, seinen Besitzanspruch geltend zu machen. Die Florentiner sahen sich bereits als rechtmäßige Eigentümer von Pisa, auch wenn niemand die Pisaner gefragt hatte, was sie davon eigentlich hielten.

Zwischen November 1405 und Juni 1406 gelang es den entschlossenen Pisanern immer wieder, die Belagerer abzuwehren, den großen Wassergraben zu überqueren und über die Mauern zu klettern. Mitte Mai war die umkämpfte Stadt komplett von der Lebensmittelversorgung abgeschnitten. Weder zu Lande noch zur See konnten Vorräte den Ring aus Kavalleristen und Infanteristen überwinden. In der Hafenstadt herrschte bitterer Hunger. Man aß Katzen, Hunde, Ungeziefer, Wurzeln und jedes bisschen Grün, das man in der Stadt fand: „Das Gras auf den Plätzen hatte man ausgerissen, getrocknet, gemahlen, und aus dem pulverartigen Staub buk man Brot.“ Für Pisa bestimmte Schiffe mit Getreideladungen aus Sizilien wurden nahe der Mündung des Arno gestoppt und ihre Ladung statt an die Pisaner an den Feind, die Florentiner, verkauft. Der Getreidepreis in Pisa kletterte in solche Höhen, dass Schmuggler aus Lucca, wenn sie versuchten, sich nachts an den Wachen vorbei in die Stadt zu schleichen, für winzige Mengen Korn ihr Leben riskierten.

Immerhin bestand stets die Chance, dass Florenz die Belagerung abblasen würde, da auch diese immense Kosten verursachte. Doch zunächst beschlossen die Kommandanten von Pisa Ende April im verzweifelten Versuch, noch länger durchzuhalten, „mittellose und nutzlose Menschen“ (sprich: Bettler und arme Leute) aus der Stadt zu werfen, damit das bisschen, was an Nahrung verblieb, den Bewaffneten und den Wohlhabenderen

zugutekäme. Denn trotz der rasch schrumpfenden Vorräte teilte man noch immer Almosen an die Hungernden aus.

Die „Kommissare“ von Florenz – die zivilen ‚Bosse‘ im Feld – reagierten auf die Entscheidung der Pisaner mit einer ähnlich drastischen Maßnahme: Sie beschlossen, dass jeder, der die Stadt Pisa verließ, gehängt würde. Diese Verordnung wurde vor Pisas Stadttoren durch Fanfarenstöße angekündigt und dort, so laut es nur ging, verlesen. Die Belagerer bauten darauf, dass der Hunger Pisa zur raschen Kapitulation zwingen würde. In der Stadt war man bereits Zeuge drastischer Grausamkeiten geworden. Einige Wochen zuvor hatte man einen Pisaner Soldaten gefangen genommen; er war verschnürt und „wie ein Stein“ per Katapult über die Stadtmauer geschleudert worden. Auf der Straße fand man seine zerschmetterte Leiche, ein Schild um den Hals: „Dieser Tod erwartet alle, die Pisa verlassen.“

Keine der beiden Seiten gab nach. Als die erste Gruppe armer Frauen aus Pisa vertrieben wurde und vor den Stadtmauern erschien, verzichteten die Söldner aus Florenz darauf, sie zu töten – ein Akt der Barmherzigkeit. Stattdessen zerschnitten sie ihnen am Rücken die Kleidung und entblößte ihre Hintern, auf die man mit einem Brandeisen die Fleur-de-lis einbrannte, eines der Symbole im Wappen von Florenz. Dann jagten die Söldner sie zurück in Richtung Stadtmauer. Als klar wurde, dass das Brandmarken den Strom armer Frauen nicht aufhalten konnte, schnitt man ihnen die Nase ab, bevor man sie zurückschickte. Es wurden auch ein paar Männer aus der Stadt geworfen, und diese hängte man, entweder direkt vor Ort oder dort, wo man sie von den Verteidigungsanlagen der Stadtmauer gut sehen konnte – eine Lektion für alle Pisaner.

Doch die Florentiner setzten nicht nur auf den Hunger, sondern auch auf Tod und Verderben durch Geschosse, die sie hin und wieder in die Stadt regnen ließen. Zum ersten Mal war die verhängnisvolle Kombination aus Schießpulver und Artillerie in Europa in den 1340er-Jahren zur Anwendung gekommen. So vernahmen die Pisaner im Jahr 1406 das Geräusch der „Bombarden“, auch wenn diese neue Waffe erst um 1450 herum einigermaßen zielgenau funktionierte. So tödlich wie eh und je waren jedoch die riesigen Steine schleudernden Wippkatapulte oder Perriers. Damit gelang es den Belagerern besonders gut, die Bewohner Pisas in Angst und Schrecken zu versetzen. Und der Kriegsterror machte nicht an den Stadtmauern Halt: Die ganze Gegend wurde von den Söldnern terrorisiert; Felder, Dörfer und kleine Städte wurden nach Lust und Laune geplündert

und in Brand gesetzt. Ein Großteil der Beute, beispielsweise Getreidevorräte, landete in Florenz.

Laut dem zivilen Befehlshaber im Feld, dem Florentiner Politiker Gino Capponi, hatten die Söldner von Florenz eine goldene Zukunft vor sich: Bei einer erfolgreichen Eroberung von Pisa – so war ihnen versprochen worden – würden sie doppelten Sold erhalten, die Stadt plündern dürfen, und obendrein würden Prämien von insgesamt 100.000 Florin ausgezahlt. Doch im Sommer, als langsam klar wurde, dass man Pisa regelrecht aushungern müssen, verabschiedet Florenz sich von der Idee, die Stadt zu plündern und damit das Hab und Gut der Pisaner in die Hände von Freibeutern fallen zu lassen.

Die Motive dafür waren alles andere als altruistisch: Warum sollte man den ganzen Reichtum irgendwelchen Söldnern überantworten, wenn man den Großteil davon später selbst würde verwenden oder zumindest besteuern können?

Deshalb gaben die Kommissare nun strikte Anweisungen aus. Wenn Pisa fiel, dürfe es keine Plünderungen geben, und zwar unter Androhung der Todesstrafe. Die Einnahme der Stadt sollte diszipliniert vor sich gehen und den Anschein der Großmütigkeit erwecken. Bereits einige Monate zuvor hatte es sich gezeigt, dass der befehlshabende Kommandant des Angriffs auf den Hafen, der römische Adlige Bertoldo degli Orsini, ein viel größeres Interesse daran hatte, das Umland zu plündern, als Pisa einzunehmen; deshalb wurde er mit seinem kleinen Truppenverband aus Florentiner Diensten entlassen.

Am Ende fiel Pisa aufgrund eines Verrats des ehrgeizigen Bürgers Giovanni Gambacorti, der sich dafür mit 20.000 Florin und mehreren Immobilien in Florenz belohnen ließ. Teil des Deals war zudem, dass er das Florentiner Bürgerrecht erhielt, ohne Steuern zahlen zu müssen. Alle diese verräterischen Machenschaften wurden im Verborgenen eingefädelt und abgewickelt. Am 9. Oktober 1406 wurden noch vor Morgengrauen (die meisten Pisaner schliefen noch) die Stadttore geöffnet, und die Florentiner Armee marschiert ein. Die Bürger werden unter dem Klang der Trommeln erwacht sein. Fassunglos sahen sie aus ihren Fenstern. Die Auswirkungen des Hungers konnten sie indes kaum verbergen – ein Florentiner berichtete, dass die Pisaner „abstoßend und erschreckend aussahen, ihre Gesichter waren vom Hunger ausgehöhlt“. Einige der Soldaten brachten Brot mit und warfen es den halb verhungerten Einwohnern zu, vor allem den Kindern; die Reaktion war schockierend: Sie glaubten, „gefräßige Raubvögel“ vor

sich zu sehen, Geschwistern rissen einander Stücke des Brotes aus den Händen, Kinder kämpfen darum mit ihren Eltern.

Daheim in Florenz sorgte die Nachricht von der Kapitulation für wahre Freudenfeste. Zahlreiche Kirchenglocken erklangen in der Stadt, und drei Tage lang gab es Freudenfeuer, Prozessionen, Feste, Ritterspiele und eine feierliche Messe im Baptisterium San Giovanni, wo man Gott dafür dankte, dass er den Florentinern vom Himmel herab ein so glückliches Geschick gesandt hatte. Jetzt endlich besaßen sie eine große Hafenstadt, der, wenn man so will, ihren literarischen Möglichkeiten entsprach. Die Stadt Florenz hatte bereits um 1400 Literatur produziert, auf die eine ganze Nationen hätte stolz sein können: Man denke nur an Dantes *Göttliche Komödie*, Petrarcas große Sonettensammlung *Canzoniere* oder Boccaccios *Decamerone*. Machiavelli, Michelangelo und viele weitere Berühmtheiten kannte Florenz da noch gar nicht!

Pisas brennender Hass auf die Florentiner loderte noch mehr als hundert Jahre, und 1494, als die Italienkriege (1494–1559) ausbrachen, kam es sofort zu einer Revolte der Stadt gegen Florenz.

Mitten auf dem Kriegspfad: Rumegies (1693–1713)

Ende des 17. Jahrhunderts verlief eine der wichtigsten Linien in der Kriegführung mitten durch das französischsprachige Dorf Rumegies in der Nähe von Lille, an der Grenze zwischen Flandern und Frankreich. Der Pfarrer der Gemeinde, die aus 84 Familien bestand, hieß Alexandre Dubois. Seine Tagebücher zeigen ihn als engagierten, klugen und sympathischen Kirchenmann mit einem leichten Hang zur Ironie. Zudem war er bemerkenswert gut darüber informiert, was in Europa vor sich ging.

In dieser Region gaben sich in- und ausländische Armeen fast zwanzig Jahre lang die Klinke in die Hand, in Kriegen zwischen dem Frankreich Ludwigs XIV. und den Niederlanden, die sich mit England, Spanien und einer Liga deutscher Fürsten verbündeten. Dubois' Schriften beschreiben, was damals in und um Rumegies herum passierte.

Die Geldknappheit im Dorf begann im Jahr 1691, als das Königshaus neue lokale Behörden einrichtete, die einzig und allein dazu dienten, der Krone Geld zu verschaffen. Das Dorf war gezwungen, sich diese Behörde zu „kaufen“.

Im Jahr 1693 trat der Herzog von Württemberg auf den Plan, 20.000 Mann hinter sich, und verlangte auf einmal „Beiträge“. Rumegies wurde eine immense Abgabe von 30.000 Gulden auferlegt.

Man nahm im weiteren Umkreis des Dorfes Geiseln und schickte sie nach Gent, wo sie bleiben sollten, bis die Zahlung geleistet war. Doch ein Sieg der Franzosen bei Neerwinden, „zum Ruhme Frankreichs und zum Ruin unseres Dorfes“, leitete die Zahlungen in die Hände der Franzosen um, und obgleich diese die Abgabe auf 18.000 Gulden senkten, gab es erbitterte Klagen. Die Lebensmittelpreise waren gestiegen; die Wohlhabenderen mussten zusehen, wie mit den Abgaben ihre Überschüsse schwanden, und die ärmeren Leute konnten sich bald kein Brot mehr leisten. In jenem Jahr war in der Gegend kein Getreide geerntet worden. Doch der Pfälzische Erbfolgekrieg (1688–1697) ging weiter.

Im Winter und Frühjahr 1694 verhungerten unablässig Menschen, und Tag für Tag kamen mehr Fremde in die Kirche von Rumegies, um Dubois um Brot zu bitten. Im Jahr 1695 führte die Krone eine allgemeine Kopfsteuer ein, um den Krieg zu finanzieren, trotz der Tatsache, dass auch alle „Beiträge“ für den Unterhalt der königlichen Armeen ausgegeben wurden. Im Juni jenes Jahres griff man in den Weizenfeldern von Rumegies 17 spanische Soldaten auf – sicherlich Deserteure der frankreichfeindlichen Truppen –, die das Korn von den Halmen schabten. Die Dorfbewohner töteten einen von ihnen, die übrigen 16 konnten flüchten.

Die Getreidepreise in der Region Rumegies waren für die meisten Menschen weiterhin zu hoch, und Dubois wettet gegen die „Neureichen“, die rechtzeitig Getreide gebunkert hatten und nun im Verkauf hohe Gewinne einstrichen.

1697 regnete es so viel, dass es im Dorf eine ziemlich schlechte Ernte. Das Einzige, was man ernten konnte, war Roggen. In seinen Einträgen des Jahres 1698 schreibt Dubois über drei Brüder einer ortsansässigen ‚Problemfamilie‘. Einer hatte ein Pferd gestohlen und wurde gehängt, einer beendete sein Leben als Galeerensklave, und der dritte hatte erst im französischen und dann im spanischen Heer gekämpft, war dabei fünfmal desertiert und hatte jedes Mal die Prämie für neue Rekruten eingestrichen.

An die Hungersnot von 1699 sollte man sich noch lange erinnern. „Hunderte“ standen täglich Schlange, um nach Brot zu betteln. Doch schon kurze Zeit später rüstete man sich wieder zum Krieg (1701) und erhob erneut eine Kopfsteuer, dieses Mal ohne zeitliche Begrenzung; fünf Jungen

wurden aus dem Ort wurden gezwungen, sich einer Miliz anzuschließen, drei weitere mussten in die Armee des Königs eintreten.

Wieder ein paar Jahre später (1708) belagerte eine niederländische Armee mit Unterstützung der Briten die Stadt Lille, und von August bis Dezember wurde die gesamte Region von plündernden französischen Soldaten überrannt, Reitern, die Heu für ihre Pferde stahlen.

Auf das ohnehin schon schwierige Jahr folgte ein nasser und kalter Winter, der bis April 1709 andauerte. Doch auch der Frühling brachte für Rumegies keine Entspannung. Die französische Armee war gezwungen, sich zurückzuziehen.

Am 27. Mai fiel eine plündernde Armee von mehr als 10.000 Söldnern aus der Niederländischen Republik in die Diözese Saint-Amand ein, zu der die Pfarrei Rumegies gehörte. Binnen weniger als drei Monaten starben 180 Dorfbewohner. Alexandre Dubois beschreibt die Eindringlinge mit Bildern, die er Schilderungen des Jüngsten Gerichts entnimmt. Niemand im Dorf verstand die Sprache der Niederländer; sie waren bewaffnet „mit Pistolen, Bajonetten, Schwertern und großen Stäben ... und sie zerstörten alles. Sie nahmen fünfzig Kühe und dreißig Pferde; und nachdem sie nach Belieben alles stahlen, dessen sie habhaft werden konnten, ... taten sie einigen Frauen Gewalt an und töteten mehrere Dorfbewohner durch Stockhiebe.“ Sie brachen auch in die Pfarrkirche ein, „plünderten und entweihten sie“ und verprügelten unseren Chronisten, Dubois. Ihre „Gesichter zeigten nichts als Blutdurst ... sie lieferten Rumegies ihrer Wut aus“.

Dubois und die Dorfbewohner flohen. Aber als sie zwei, drei Tage später zurückkamen, war von ihren Häusern „nichts mehr übrig als die Mauern“: Da gab es „keine Türen, keine Fenster, kein Glas, kein Stückchen Metall mehr – und was noch schlimmer war: keinen einzigen Ballen Heu. Tatsächlich gab es keinen einzigen mehr in der gesamten Region Tournai, und das führte dazu, dass im folgenden Winter fast alle Tiere starben.“ Dubois bekam mit, dass auch Dorfbewohner an Unterernährung starben: Bis Weihnachten waren viele Menschen tot, aber unter ihnen war nicht einer von denen, die genug zu essen gehabt hatten: „Die meisten Toten hatten weder Geld gehabt noch Unterwäsche noch Stroh, auf dem sie schlafen konnten.“ Und das Brot, das die Menschen aßen, war von einer Art, wie es „im Jahr zuvor nicht einmal die Hunde gefressen hätten“.

Ostern 1710 kam eine Armee nach Rumegies, die sich auf dem Weg zur Belagerung von Douai befand. Die Soldaten stahlen alles, was ihnen in

die Finger kam. Ein Jahr später musste das Dorf sechs Wochen lang Soldaten eines hannoverschen Infanterie-Regiments beherbergen – und versorgen. Im März 1712 hausteten zehn Tage lang französische Kavalleristen im Ort, die Holz, Fuhrwerke, Pferde und Heu mitnahmen: „Wären sie noch länger geblieben, wir wären gezwungen gewesen, das Dorf zu verlassen. Diese Herren nehmen alle Pferde ... Sie halten sie so lange, wie sie wollen, bis sie abgenutzt sind, sie geben ihnen nichts zu fressen und geben auch ihren Besitzern nichts dafür. Sie treiben unsere armen Bauern zur Verzweiflung.“ Zwischen 1709 und 1713 fiel die Nachbarstadt, Saint-Amand, mehrmals in neue Hände, wurde zwischen niederländischen und französischen Armeen hin- und hergereicht, und jedes Mal musste Rumegies so viel Heu, Werkzeuge, Geld und Lebensmittel bereitstellen, dass für die Dorfbewohner nichts mehr blieb. Am Ende musste Rumegies, wie alle Nachbardörfer auch, seine Ländereien verkaufen, um die armen Leute in der Gemeinde ernähren zu können – und das für weniger als die Hälfte des üblichen Wertes.

Der Priester beendet seine Beschreibung der Ereignisse von 1709 mit einem Bericht von niederländischen Soldaten, die die drei Glocken der Dorfkirche abmontierten und fortschaffen wollten. Als es ihnen nicht gelang, versuchten sie frustriert, sie zu zerschlagen. Als auch das nicht klappte, setzten sie eine der Glocken so stark in Schwung, bis sie vom Glockenturm fiel. Und als die Glocke nach dem Auftreffen auf dem Boden noch immer intakt war, schmissen sie eine zweite Glocke hinterher, die auf der ersten landete. Dadurch entstanden an beiden Glocken feine Risse, so dass sie schließlich eingeschmolzen und neu gegossen werden mussten. Das wurde in Tournai gemacht und war ziemlich teuer; am Sonntag, dem 29. Oktober 1713, wurden die neuen Glocken geweiht.

Die Szene mit den Glocken erinnert an die religiös motivierten Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) oder der Hugenottenkriege (1562–1598). Die Soldaten Ludwigs XIV. hatten 1681 die protestantische Stadt Straßburg eingenommen und dort den Katholizismus wieder durchgesetzt; und als der französische König im Jahr 1685 das Edikt von Nantes (1598) aufhob, verstießen von einem Moment auf den anderen alle französischen Protestanten gegen das Gesetz. Die Gewalt, die die niederländischen Soldaten den „papistischen“ Kirchenglocken von Rumegies antaten, war also vermutlich eine Reaktion auf die Unterdrückung der protestantischen Kirche in Frankreich. Zweifellos marschierten in ihren Reihen auch französische Hugenotten.

Tierhäute

Gehen wir wieder einen Schritt zurück, ins späte 16. Jahrhundert. Das Thema auch diesmal: eine Hungersnot. Neun angstvolle Monate lang, bis zum August 1573, wurde das Bergdorf Sancerre in der Nähe von Bourges in der Mitte Frankreichs von der königlichen Armee belagert. Ein religiös motivierter Bürgerkrieg tobte zwischen Katholiken und Protestanten (den „Hugenotten“), und als im befestigten Sancerre, in dem sich die Hugenotten verschanzt hatten, die Lebensmittelvorräte aufgebraucht waren, griff man zu wahrlich verzweifelten Maßnahmen.

Der Hugenotten-Pastor Jean de Léry befand sich die gesamte Zeit der Belagerung über in der Stadt und verfasste fast zeitgleich einen Bericht über seine Erfahrungen dort. Das zehnte Kapitel seiner Geschichte, das sich mit den Auswirkungen der Hungersnot in der kleinen Stadt beschäftigt, gilt als eine der erschütterndsten Stellen in europäischen Chroniken überhaupt. Hier soll für den Moment nur erwähnt werden, dass er beschreibt, wie die Sancerrois in ihrer Suche nach Nahrung Tierhäute und Leder kochten, bis hin zu Pferdegeschirr, Pergament, Briefen, Büchern und den Fellen von Trommeln. Einige aßen sogar pulverisierte Knochen und die Hufe von Pferden.

Die Tierhäute und Trommelfelle, so teilt er uns mit, wurden ein oder zwei Tage lang eingeweicht, wobei man das Wasser immer wieder wechselte. Dann schabte man sie mit einem Messer ab und kochte sie fast einen ganzen Tag lang, bis sie weich waren. Um dies festzustellen, „kratzte man mit den Fingern an den Häuten und stellte fest, ob sie klebrig waren“. Jetzt konnte man die Häute wie Kutteln in kleine Stücke schneiden und mit Kräutern und Gewürzen vermengen.

Wenn Menschen so etwas tun müssen, spricht das, was die Grausamkeit des Krieges betrifft, für sich.

Pioniere

Im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts begleiteten sogenannte „Pioniere“ die Armeen, dazu gehörten Erdarbeiter, Ausgräber und Bergleute. Sobald eine Armee eine Stadt belagerte, rief man hunderte oder sogar tausende Pioniere herbei, die unter äußerst gefährlichen Umständen Gräben rund um die belagerte Stadt ziehen und (falls nötig) unter den Mauerringen,

die eine Stadt umgaben, Gänge anlegen mussten. An bestimmten Punkten wurden dann in diesen unterirdischen Gängen Fässer mit Schießpulver platziert, deren Explosion die Mauern darüber einreißen sollten, damit die belagernde Armee die Stadt stürmen konnte.

Erstaunlicherweise wissen wir fast nichts über diese Pioniere, vor allem weil ihr niederer Stand und die geringe Wertschätzung für ihre Arbeit dazu führten, dass sie in den historischen Aufzeichnungen kaum auftauchen. Selbst die Infanterie blickte auf sie hinunter, als Zivilisten, die noch weniger Sold erhielten als die gewöhnlichen Soldaten. In den Indizes der Militär- und Sozialhistoriker suchen wir vergebens nach Einträgen zu diesen „Pionieren“. Im Juni 1573, als nach fünf Monaten die Blockade der großen protestantischen Hafenstadt La Rochelle aufgehoben wurde, waren mehr als die Hälfte der 18.000 Soldaten der Belagerungsarmee tot, lagen im Sterben oder waren desertiert. Aber von den 2000 schlechtbezahlten Grubengräbern, die zu Beginn der Belagerung vor Ort waren, lebten nur noch 200.

Ein deutscher Schuhmacher (1630)

Alexandre Dubois' Chronik vom unvorstellbaren Leid in der Gemeinde Rumegies ging das Tagebuch eines gewissen Hans Heberle voraus, eines Schuhmachers aus dem Dorf Neenstetten etwa zwölf Meilen nördlich von Ulm, damals eine der größten Städte Süddeutschlands.

Auf dem Höhepunkt des Dreißigjährigen Kriegs durchquerten den Großraum Ulm mit seinen vielen verstreuten Dörfern immer wieder schwedische und kaiserlichen Armeen mit ihren vielen Einheiten ausländischer Soldateska – Finnen, Schotten, Iren, Spanier, Polen, Tschechen, Kroaten, Ungarn, Italiener und andere mehr. Der Schuhmacher beschreibt, wie Neenstetten und das benachbarte Weidenstetten immer wieder Opfer plündernder Soldaten wurden, die die Dörfer zu Pferd und zu Fuß überfielen. Diese Überfälle endeten häufig mit dem massenhaften Diebstahl von Vieh, Futtermitteln, Getreide, Werkzeugen, Fuhrwerken und Pferden. Dorfbewohner wurden geschlagen, getötet, Lösegeld erpresst; manchmal wurden Frauen vergewaltigt, gelegentlich entführt. Brandstiftung war ebenfalls ein häufiges Phänomen, dem vor allem diejenigen Bauern zum Opfer fielen, die sich wehrten.

Mit versprengten Freischärlern konnten die Dorfbewohner noch umgehen, aber die Ankunft ganzer Kompanien verbreitete unter ihnen Angst

und Schrecken. Sie packten dann rasch ihre wertvollsten beweglichen Güter (und ihre Lebensmittel) zusammen, packten sie auf Karren oder Wagen und machten sich rasch auf nach Ulm, um hinter den Stadtmauern Schutz zu suchen. Heberle, unser Schuhmacher, zählt im Laufe der 1630er- und 1640er-Jahre nicht weniger als dreißig solcher Fluchten. Hunger, Unterernährung, Krankheit, eiskalte Winter und das Leben in den überfüllten Fuhrwerken (manchmal mehrere Wochen am Stück) wurde geradezu zur Regel. Man kann sich gut vorstellen, dass es zu Spannungen zwischen den armen Flüchtlingen und den Ulmer Bürgern kam, vor allem wenn die Flüchtlinge Krankheiten mitbrachten oder wenn sie keine Nahrung mehr hatten und betteln mussten.

Allerdings konnte sich das Schicksal durchaus auch gegen die Soldaten wenden, nämlich wenn sie bestraft wurden. Im kaiserlichen Heer gab es Kommandanten, die (soweit möglich) ein diszipliniertes Klima schaffen wollten und zum Teil drastische Strafen gegen ihre Männer verhängten. Hans Heberle, ein Lutheraner, für den Priester „gefräßige Tiere“ waren, erlebte selbst mit, auf welche Weise katholische Offiziere Gerechtigkeit walten ließen: Er sah zu, wie Soldaten zum Tode verurteilt wurde – einmal waren es gleich zehn auf einmal, einige von ihnen „vornehme und hochrangige Offiziere. Sie wurden auf dem Marktplatz [von Geislingen] enthauptet“. Was Heberle nicht in Betracht zog, war die Tatsache, dass auch die schreckliche Grausamkeit der Soldaten in Kriegszeiten nicht von ungefähr kam und bestimmte Gründe hatte; ihnen ging es oft genug selbst ums bloße Überleben, wie in einem späteren Kapitel erzählt werden soll.

Der Tod der männlichen Bevölkerung

Der große protestantische Held des Dreißigjährigen Kriegs, König Gustav Adolf von Schweden († 1632), war die treibende Kraft hinter einer Politik, die die bäuerlichen Gemeinden seines Landes ihrer männlichen Bevölkerung beraubte. Wie Ludwig XIV. brauchte er verzweifelt Soldaten, um seine großen Ziele durchzusetzen. Sechs Kriege gegen Dänemark allein im 17. Jahrhundert und, nicht zu vergessen, die wichtige Rolle des Landes im Dreißigjährigen Krieg verwandelten das Land Schweden in einen Staat, in dem es um kaum noch etwas anderes als Steuern und Macht ging – und in ein einziges großes Rekrutierungsfeld. Im Jahr 1648 „gab es 127 schwedische Garnisonen, die in ganz Deutschland verstreut lagen“.

Doch Schweden war in erster Linie ein Agrarstaat und obendrein eher dünn besiedelt. Die Bauern machten 90 Prozent der Bevölkerung aus. Ihre Höfe waren klein, bestanden aus einzelnen Haushalten, und viele Grundstücke lagen auf den Landgütern von Adligen. Von den 1620er-Jahren an musste jede Gemeinde in Schweden eine bestimmte Anzahl an Soldaten stellen und ausstatten, und diese Anzahl wurde jedes Jahr von der Krone neu festgelegt. Die Wehrpflichtigen wurden von den Gemeinden selbst ausgewählt.

Eine Studie der Gemeinde Bygdeå zeigt, dass im Laufe der 18 Jahre von 1621 bis 1639 die dortige männliche Bevölkerung im Alter von 15–60 von 472 auf 294 sank – ein Rückgang von fast 40 Prozent. Schuld daran waren die großen Verluste in den Kriegen mit schwedischer Beteiligung, wobei die meisten Soldaten an Krankheiten starben, mit denen sie sich in den Garnisonen ansteckten. Von den im Jahr 1638 einberufenen Männern, 27 an der Zahl, „starben alle bis auf einen vor ihrer Zeit, im Ausland“. In Geoffrey Parkers Worten: „Die Rekrutierung ... war zum Todesurteil geworden.“ Um die Quote der Wehrpflicht zu erfüllen, musste die Gemeinde Bygdeå sogar Teenager in den Krieg schicken; im Jahr 1639 waren die Hälfte der Rekruten von dort „erst 15 Jahre alt und alle, bis auf zwei, unter 18“.

Die Verluste durch den Krieg „führten zu einem geradezu katastrophalen Mangel an erwachsenen Männern in der Gemeinde. Ende der 1630er-Jahre kamen in Bygdeå auf jeden Mann 1,5 Frauen“. Und zählt man Kinder und Greise nicht mit, kamen sogar „etwa drei Frauen auf jeden erwachsenen Mann“. Natürlich fehlten die Männer bei der Landarbeit, und „immer mehr landwirtschaftliche Betriebe wurden von Frauen geleitet“.

So wie in Bygdeå ging es auch in anderen Teilen Europas zu – so im Herzen Spaniens ab Ende des 16. Jahrhunderts, als die Habsburger verzweifelt versuchten, die Niederlande unter Kontrolle zu halten, in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges, als grassierende Krankheiten und Waffengewalt vor allem die männliche Bevölkerung dezimierten, und in Frankreich etwa ab 1685, als die Kriege Ludwigs XIV. immer mehr Männer in den Tod schickten.

Aber der Krieg konnte auch Menschen ‚beseitigen‘, die in den Gemeinden ohnehin nicht gern gesehen waren: hartnäckige Bettler, herumlungende Bedürftige, Störenfriede, Landstreicher und andere Existenzen am Rande der Gesellschaft. Wenn die Anwerber des Heers kamen, dann zwang man diese unerwünschten Gestalten, sich dem Militär anzuschließen – wenn es sein musste, mit Gewalt und Ketten. Zwischen 1627 und 1631

wurden etwa 25.000 Männer aus Schottland nach Deutschland verschifft, um in dänischen und schwedischen Heereszügen zu dienen; viele von ihnen waren „herrenlose Männer“, die entführt oder anderweitig gewaltsam eingezogen worden waren. Der strenge schottische Calvinismus schrieb ein äußerst diszipliniertes Leben vor, und zweifellos galten jene Arbeitslosen, die nun in Deutschland aufgegriffen und in den Krieg geschickt wurden, als undiszipliniert und als faul.

Schwindende Armeen

Als eine Florentiner Armee Ende Juni 1406 versuchte, die Mauern von Pisa zu überwinden, brach mit einem Mal eine Krankheit aus, die die Soldaten beträchtlich dezimierte. Riesige Schwärme von Fliegen kamen scheinbar aus dem Nichts. Das war das erste Zeichen. Dann kamen Flöhe und Läuse, gefolgt von einer wahren Plage von Mäusen und Fröschen (Letztere von einer Art, dass „selbst der schmutzigste Bauer“ sie nicht geduldet hätte). Eine brutale Hitze senkte sich auf das Flusstal von Pisa. „Die Ansteckung über die Luft war derart, dass selbst die Gesündesten von heftigem Fieber befallen wurden. Und die Soldaten waren so schwach und erschöpft, dass sie nur noch auf der Erde herumliegen konnten.“

Überraschenderweise verlief die Krankheit trotz ihrer Symptome, die stark an Typhus erinnern, offenbar nicht tödlich. Die kommandierenden Offiziere waren in der Lage, die verschiedenen Einheiten voneinander zu trennen und von A nach B zu bewegen. Schließlich wurden die Soldaten wieder gesund und konnten die Belagerung wieder aufnehmen. Normalerweise hatten die Armeen weniger Glück, wenn es um Krankheiten ging. Die Todesursache vieler Soldaten waren tödliche Infektionskrankheiten, die sich binnen weniger Tage in einem ganzen Heerlager ausbreiten konnten.

Im April 1528, inmitten der Italienkriege, traf der aufstrebende französische General Vicomte de Lautrec vor Neapel ein, mit einer Armee von 28.000 Mann. Er belagerte die Stadt und wollte sie den spanischen und italienischen Besatzern abnehmen. Doch mitten im heißen Juli begann sich plötzlich Typhus in seinen Reihen auszubreiten, verursacht durch den Kot von Kleiderläusen. Binnen einem Monat starb mehr als die Hälfte seiner Soldaten; einige Quellen berichten sogar, dass ihm „von 25.000 Mann nur 4000 blieben“. Auch Lautrec starb, genau wie die meisten Kommandeure

und eine Reihe französischer Adliger. Am 29. August begannen die Belagerer, sich zurückzuziehen, aber bereits am nächsten Tag mussten sie sich ergeben. Sie hatten keine Chance gegen den Feind. Die wenigen Überlebenden, die nicht von den ortsansässigen Bauern getötet wurden, mussten sich zu Fuß zurück nach Frankreich aufmachen, ohne Pferde und Lasttiere. Unterwegs blieb ihnen nur, um Brot und Almosen zu betteln.

Ein noch dramatischerer Fehlschlag war ein Feldzug eines der großen Generäle des Dreißigjährigen Kriegs, Wallenstein, etwa hundert Jahre später: Im August 1626 marschierte er mit seiner Armee von Zerbst (Anhalt) nach Olmütz (Mähren) und legte innerhalb von nur 22 Tagen 600 Kilometer zurück. „20.000 Mann gingen in Zerbst los. 5000 ... waren am Ende des Feldzugs übrig.“ Der Rest fiel Pest, Ruhr, Erschöpfung und Fahnenflucht zum Opfer. Der Tod ließ die Armeen verschwinden.

Quartiere

Juli 1649, östlich von Paris nahe Chalons-sur-Saône: Ein französisches Regiment verlangt Quartier in einem Dorf, dessen Einwohner behaupten, von der Einquartierung von Soldaten ausgenommen zu sein. Als die Dorfbewohner sich weigerten, das Regiment unterzubringen, und obendrein der Kommandant, ein Baron, von einem Musketenschuss verwundet wurde, plünderten die Soldaten das Dorf. Sie stürmten die Kirche, wo die meisten der Dorfbewohner Zuflucht gesucht hatten, töteten einen Mann und versuchten dann, den Bauern zu hängen, den sie im Verdacht hatten, auf den Offizier geschossen zu haben. Am Ende ergriff man noch 30 bis 40 Dorfbewohner und verschleppte sie nach Verdun, um Lösegeld für sie zu erpressen.

Die betreffende Einheit wurde bald aufgelöst und die Soldaten anderen Kompanien zugeteilt. Strafen gab es ansonsten keine. Entweder hatte das Dorf die Befreiung von der Einquartierung käuflich erworben, oder man hatte Kontakte zu hochgestellten Persönlichkeiten, denn im 17. Jahrhundert war es in Frankreich gängige Praxis, dass Zivilisten Soldaten einquartierten. Doch natürlich konnten Offiziere über gute Kontakte zur Obrigkeit verfügen. Im Winter 1640–1641 randalierte ein in der Stadt Moulins einquartiertes Regiment, während der kommandierende Offizier, Roger de Rabutin, Graf von Bussy, fort war: Er hatte eine Liebesaffäre mit der Gräfin Hélène de Busset. Als Strafe dafür, dass er seine Männer nicht unter Kon-

trolle hatte, landete er in der Bastille, doch dank seiner guten Verbindungen zum mächtigsten Politiker Frankreichs, Kardinal Richelieu, kam er drei Monate später wieder frei.

Ein Kommandant: Blaise de Monluc (ca. 1500–1577)

Blaise de Montesquiou-Lasseran-Massencôme, Seigneur de Monluc, war das älteste von elf Kindern. Seine Familie gehörte dem Adel der Gascogne an, besaß ein Schloss in der Nähe von Condom (120 Meilen südlich von Bordeaux), und auch wenn es ihr finanziell nicht mehr ganz so gut ging, verfügte sie über einflussreiche Verbindungen. Monlucs Bruder Jean wurde später Bischof von Valence.

Als die Familie beschloss, dass Monluc sein Glück beim Militär suchen sollte – das Einkommen aus den familieneigenen Immobilien war zu dürftig, um ihm ein standesgemäßes Leben zu ermöglichen –, schickte man den 13-Jährigen zu Antoine, dem Herzog von Lothringen, der ihn zunächst als Pagen einstellte, dann als Bogenschützen (als Gehilfe eines Reiters der schweren Kavallerie) in einer seiner Kompanien. Im Alter von 20 Jahren nahm Monluc an einem Feldzug in den Italienkriegen teil und geriet bei der Schlacht von Bicocca (April 1522) in Gefangenschaft. Von diesem Punkt an war sein Leben von Waffen, Feldzügen und Pferden bestimmt, und er wurde an verschiedenen Orten stationiert, mit Ausnahme von ein paar Intervallen, als er durch Beziehungen an den Hof des Königs kam; hier und anderswo fiel er jedoch manchmal in Ungnade, weil er zu freimütig seine Meinung äußerte. Aber er rappelte sich immer wieder auf. Er diente in Italien unter dem bekannten General Lautrec (Odet de Foix), und in der Zwischenzeit erwarb er sich einen gewissen Ruf.

In der Schlacht von Pavia (im Februar 1525) wurde er wieder einmal gefangengenommen – genau wie der König von Frankreich. Monlucs Entführer verlangten Lösegeld, eine Praxis, die sich bis ins 18. Jahrhundert fortsetzte. So gut wie alle Adligen, die im Krieg in Gefangenschaft gerieten, mussten sich freikaufen. Und die Lösegelder waren hoch, oft bis zu einem Jahresgehalt des Gefangenen. Bei dieser Gelegenheit scheint Monluc jedoch ausnahmsweise davongekommen zu sein, ohne dass er etwas bezahlen musste. Bald darauf taucht er als Offizier wieder auf, in Neapel, Marseille, im Artois, in Perpignan, Cérises, der Boulogne, Moncalieri, Siena, La Rochelle, Thionville und an vielen weiteren Orten. Seine Kampferfahrung